



# Futter für die Ohren

Drew Gress

Das ist das Problem, wenn man so gut ist: Bassist Drew Gress hatte in den letzten zwei Dekaden so viel zu tun, dass er kaum zum Durchatmen kam. Zeit, mal etwas Abstand vom Tour- und Studio-Betrieb zu gewinnen und wieder tief in sich hineinzuhorchen, gönnte sich der 53-Jährige deshalb. In der Ruhe gewann er Kraft und die Inspiration für sein erstes Album seit sechs Jahren: „The Sky Inside“.

Text und Bilder von Ssirus W. Pakzad

**E**rwischt! Auf die Frage, warum er sich selbst anheuern würde, kann der sonst recht schlagfertige Drew Gress erst mal nicht rausgeben. Nach verlegenem Lachen und ein wenig Herumgedruckse nötigt er sich dann doch eine Antwort ab. „Naja, immer wenn ich eine Bühne oder ein Studio betrete, versuche ich, einfach alles zu geben.“

Das spürten wohl auch die vielen Musiker, die seinem Zeitgefühl, seiner Wandlungsfähigkeit, seinem Groove, seiner Gestaltungskraft, seiner präzisen Intonation, seiner Virtuosität und seinem Instinkt bislang vertrauten. Gehaltsschecks und zufriedene bis beseelte Gesichter kassierte er schon von John Abercrombie, Ray Anderson, Ravi Coltrane, Fred Hersch, Tim Berne, Uri Caine, Bill Carrothers, Steve Coleman, James Emery, Marc Copland, Tony Malaby, Steve Lehman, Tim Hagans ... die Liste nimmt einfach kein Ende ... „Durch die vielen Gruppen, in denen ich spiele, gerate ich immer wieder in ein neues musikalisches Umfeld, auf das ich reagieren muss. Das finde ich toll. In jeder neuen Situation kann man sich als Spieler neu entdecken, neu erfinden. Der Hauptgrund für das Musizieren ist bei mir, dass man die Musik nie wirklich kontrollieren, perfektionieren oder ganz für sich besitzen kann. Ich mag das Ungewisse.“

Drew Gress, am 20. November 1959 in Trenton, New Jersey geboren, stammt aus keiner musikalisch besonders auffälligen Familie, auch wenn die ungarische Großmutter Tenorsaxofon spielte. „Wir hätten so etwas wie das Vorbild für eine typische amerikanische Heile-Welt-Sitcom-Familie abgeben können“, schmunzelt Drew Gress. „Es gab keinen Stress und keine Tragödien. Meine Eltern ließen sich nicht scheiden und wir wohnen alle zusammen in ein und demselben Haus, bis ich aufs College ging.“ Aufgewachsen ist er mit dem, was an Pop im Radio lief. Irgendwann juckte es ihm so in den Fingern, dass sich die Eltern emotional erpressen ließen und ihm eine Gitarre kauften, ein akustisches Instrument. „Bald legte ich mir auch noch eine elektrische Gitarre zu.“ Und das mit dem Bass kam dann so: „Unsere High School hatte ein bemerkenswertes Mu-

sikprogramm, das sogar landesweit Beachtung fand. Es gab verschiedene Bands. An Gitarristen herrschte wie üblich kein Mangel, aber wie so oft fehlte es an Bassisten. Also fragte ich meinen jüngeren Bruder, ob er mir seinen E-Bass leiht. Irgendwann ist dann Stan Kenton mit seinem Orchester bei uns in der Schule aufgetreten und ich war sofort vom Kontrabassisten der Big Band fasziniert. Er hieß John Wooster. Mann, wie der die Band antrieb, wie der sich reinschaffte.“

#### Ohne fremde Hilfe

Bei einem Ferienjob verdiente der damals 15-jährige Drew Gress so viel, dass er sich ein eigenes Instrument leisten konnte. „Ich war sofort begeistert, dass sich die Vibrationen auf den eigenen Körper übertragen und dass der Sound des Instruments eine solche Kraft besaß.“

Er hat sich den Kontrabass zunächst ohne fremde Hilfe erschlossen. „Alles, was ich noch vom Gitarrenspiel und von einigen Musiktheorie-Stunden an der Schule wusste, versuchte ich auf dem Bass anzuwenden. Erst am College nahm ich dann ein paar private Stunden bei Lehrern, die allesamt im Symphonie-Orchester in Baltimore angestellt waren – seltsame Typen, die eher mit ihrem Ego als mit Unterrichten beschäftigt schienen. Alle glaubten, dass nur sie dazu berufen waren, in ihrer Sektion die erste Bassgeige im Orchester zu spielen. Aber ich wollte eigentlich ohnehin nur, dass sie mir schnell ein paar grundsätzliche Sachen zeigten, damit ich dann alleine weitermachen konnte.“ Belegt hatte der Musiker das Hauptfach Komposition und schlich sich dauernd in die Bibliothek, um dort Partituren zu durchforsten und Platten auszuleihen. „Erst nach dem College fand ich die Zeit, täglich acht oder neun Stunden Bass zu üben und abends noch Gigs zu spielen.“

Drew Gress hat dann in seinem beruflichen Werdegang musikalisch so ziemlich alles mitgemacht, was man sich vorstellen kann. „Zwei Jahre spielte ich in einer polnischen Hochzeitsband und musste so eine Art Smoking mit Rüschenhemd tragen. Die Fotos aus der Zeit wurden alle vernichtet“, lacht er trocken. „Aber

”

Der Hauptgrund für das Musizieren ist bei mir, dass man die Musik nie wirklich kontrollieren, perfektionieren oder ganz für sich besitzen kann. Ich mag das Ungewisse.

“



irgendwann wurde die Musik, die ich spielte, immer gehaltvoller und dann stand bald nur noch die Entscheidung an, für welches von mehreren zeitgleichen Angeboten ich mich entscheide. Ich habe immer das genommen, das mir musikalisch sinnvoller erschien. Im Laufe der Zeit haben sich mir unendlich viele Wege offenbart, wie sich Musik zusammenstellen oder gestalten lässt.“

Schon seit Dekaden kann sich Drew Gress leisten, nur noch die Gigs zu spielen, die ihm Spaß machen, die ihn weiterbringen. Selbst davon gibt es viele, zu viele manchmal, siehe oben. „Für ein paar Jahre lebte ich mitten in New York und war plötzlich so beschäftigt, dass meine eigene Persönlichkeit Stück für Stück verloren ging. Und ich möchte Musik nicht nur machen, um beschäftigt zu sein, ich will etwas mit ihr aussagen.“

Obwohl ihm andere Bandleader meist großzügigen Spielraum ließen und lassen, kommt Drew Gress in eigenen Projekten am besten zur Geltung – ohne sich jemals in den Vordergrund zu drängen. Denn ihm geht es stets um das Gesamtbild, um ein Bandgefüge, zu dem jeder Beteiligte seinen Beitrag leistet. Schon beim Komponieren denkt der Tonsetzer an die richtige Gewichtung der einzelnen Instrumentalstimmen,

an Stimmungen von fast cinematographischer Qualität. „Mir ist es wichtig, den Zuhörer mitzunehmen, ihn einzubinden“, sagt Drew Gress.

#### Bildhauer am Bass

Ihm gelingt es beim Schreiben, dass selbst hochkomplizierte, avantgardeske Musik nicht unzugänglich bleibt oder sperrig tönt. Verlässt er sich beim Komponieren auf bewährte Abläufe? „Nein, meine Stücke sind oft das Resultat ganz unterschiedlicher Prozesse. Manchmal klatsche ich auf Frankenstein-Art zwei Teile zusammen und warte ab, was passiert. Manchmal komme ich mir vor wie ein Bildhauer. Als hätte ich einen Klumpen Ton vor mir, der mir mitteilen will, was ich mit ihm anstellen soll. Es kommt vor, dass mir unter der Dusche Ideen für eine Nummer einfallen. Dann stürme ich schon mal klatschnass aus dem Bad, tropfe den Teppichboden voll und singe splitterfasernackt das, was mir unter der Brause eingefallen ist, auf ein Aufnahmegerät. Transkribieren kann ich es dann später immer noch. Was ich an diesem Prozess mag, ist das Spontane, das Frische. Wenn ich nämlich am Klavier sitze, wo ich meist komponiere, ertappe ich meine Hände bei den oft selben Bewegungsabläufen und versuche, das dann möglichst zu unterbinden, um nicht in die Falle der eigenen Klischees zu tappen. Ich schreibe nicht oft vom Bass aus, es sei denn, mir fällt eine markante Linie ein, auf der ich ein Stück aufbauen kann. Aber selbst die Basslinien entwickle ich lieber am Klavier, weil ich dann vermeiden kann, dass ich etwas spiele, was mir am Bass zu geläufig ist.“

Das mit dem Piano hat auch seine Nachteile. Wenn Drew Gress auf den Tasten die Stimmen für eines seiner Stücke orchestriert, kann es schon mal sein, dass er sich selbst etwas schreibt, was er auf der tiefen



Geige kaum umsetzen kann. Den anderen in der Band geht es mit ihm oft nicht besser. „Der Trompeter Ralph Alessi und der Saxofonist Tim Berne beschwerten sich oft darüber, dass ich ihnen Sachen abverlange, die für ihren Fingersatz tödlich sind“, grinst er. „Aber am Ende ist alles halb so wild. Da meine Musiker selbst großartige Bandleader und Schreiber sind, denken sie sehr kompositionell. Manchmal müssen sie für mich ein Stück zu Ende bringen, das ich nicht hinbekommen habe. Musik, wie ich sie spiele und mir von anderen wünsche, ist die ultimative Form von Demokratie.“

Auf dem neuen Drew Gress Album „The Sky Inside“, das beim Münchner Label Pirouet erschien, haben der Trompeter Ralph Alessi, der Saxofonist Tim Berne, der Pianist Craig Taborn und der Schlagzeuger Tom Rainey Mitsprache- und Vetorecht. Zwei Alben in identischer Besetzung sind bereits erschienen, das letzte vor sechs Jahren (auf Premonition Records). Warum die lange Pause zwischen den Veröffentlichungen? „Ich kam einfach nicht dazu, mich um eigene Projekte zu kümmern. Ich musste endlich mal wieder zu mir kommen, denn ich bin in den letzten fünfzehn, zwanzig Jahren fast ohne Unterbrechung getourt. Ich war sowohl physisch wie auch kreativ total erschöpft. Ich bin einfach etwas kürzergetreten und auf dem Lande, wo ich wohne, kam ich zur Besinnung – denn die Natur um mich herum gab mir eine neue Perspektive. Als ich mich zu entspannen begann, konnte ich dann endlich eine Reise ins Innere antreten. Daher auch der Titel „The Sky Inside“.

#### Abwechslung

Auch wenn das Album stellenweise ruhiger, kontemplativer sein mag als das Vorgängerwerk, so ist es doch keine Meditation. Denn Gress setzt auf Abwechslung, spricht selbst von einem „Büffet“. Und auf dem findet man feinstes Futter für die Ohren und das geistige Auge – denn auch das isst mit. Wie sich die Bläserstimmen umkreisen, wie mit der Zeit und der Erwartung gespielt wird, wie sich Sperriges in Elegantes verwandelt, wie Kontrapunkt eingesetzt wird, sich die Atmosphäre verdichtet und Stück für Stück verändert, das ist schon Drei-Sterne-Klang-Cuisine.

Die Gruppe, die diese Musik spielt, nennt sich übrigens 7 Black Butterflies. Warum? Da lässt sich Drew Gress in den Sessel zurückfallen und holt weit aus: „Es gab eine Zeit, in der ich ernsthaft darüber nachdachte, die Musik aufzugeben und Park Ranger zu werden. Einmal bin ich nach Mexiko gereist. Dort fuhr ich viel herum und glaubte, zu bestimmten Tageszeiten immer das einzige lebendige Wesen da draußen zu sein, weil sich die Natur mit all ihren Geschöpfen während der brutalen Mittagshitze zurückzog und eine Pause gönnte. Ich kam irgendwann an einem ausgetrockneten Salzsee vorbei und sah plötzlich diese Schmetterlinge. Ich war total fasziniert davon, welche Zartheit diese Wesen, die trotzdem unverwundlich wirkten, in der lebensfeindlichen Umwelt zeigten. Ich fand, dass man das auch auf die Musik übertragen kann. Ich möchte, dass meine Musik gleichzeitig für Stärke und Verletzlichkeit steht, anpassungsfähig ist und doch ihre eigene Persönlichkeit wahrt.“ ■

[www.drewgress.com](http://www.drewgress.com)

[www.ashdownmusic.com](http://www.ashdownmusic.com)

[www.facebook.com/ashdowngermany](https://www.facebook.com/ashdowngermany)